

DIE GEISTER DER TSODILO-BERGE

Laurens van der Post

Der Verfasser beschreibt eine Expedition, deren Zweck es war, den letzten Spuren der im Aussterben begriffenen Buschmänner in der Wüste Kalahari nachzugehen. Unterwegs ist er auf einen alten Neger, Samutshoso, »Der nach dem Mähen Übriggebliebene«, gestoßen:

Wenige Tagereisen von der Stelle entfernt, wo er im Sumpf lebte, so unterrichtete er mich, mitten in der Wüste, lagen mehrere einsame Berge. Der Buschmann nannte sie die Tsodilo-Berge — »glitschige Berge«, und diese Berge waren der Wohnsitz sehr alter und sehr großer Geister. Wie er gehört habe, seien die europäischen Wohnungen in viele Räume aufgeteilt, und so sehe es auch im Innern der Tsodilo-Berge aus. In jedem Raum wohne das Oberhaupt der Geister eines jeden großen Tieres, das jemals erschaffen worden war, von Vögeln, Insekten oder Pflanzen. In der Nacht verließen die Geister ihre Behausungen in den Bergen, um bei den Tieren, die nach ihrem Vorbild erschaffen waren, ihren Obliegenheiten nachzugehen, und ihre Spur, tief eingegrabene Hufeindrücke, die sie nach ihrem nächtlichen Treiben hinterließen, war im Gestein der Tsodilo-Berge deutlich sichtbar. An einer Stelle im mittleren Berg lebte der Herrscher über alle Geister. Unterhalb dieses Berges befand sich eine tiefe Wasserstelle, die niemals austrocknete. Neben dem Wasser wuchs ein Baum, der die Frucht der Erkenntnis trug, und dicht neben dem Baum war der Stein, auf dem der größte aller Geister an dem Tage, da er die Welt erschuf, niedergekniet war. Die Mulde im Gestein, wo sein Gefäß mit geheiligtem Wasser gestanden hatte, damit er vor dem Gebet Mund und Hände reinigen konnte, und die Vertiefungen, die seine Knie hinterlassen hatten, um über dem Werk seiner Schöpfung zu beten, waren heute noch zu sehen. Auf den glatten Felswänden waren überall Bilder der Tiere, die der große Geist erschaffen hatte, und in den tiefsten Felsspalten lebten Bienenschwärme, die von dem ewigen Wasser tranken und ihre Rüssel in die Wüsten-Blumen versenkten, um süßesten Honig für die Geister zuzubereiten. Dort, sagte er, in jenen Bergen versammelten sich einmal im Jahr für kurze Zeit die Buschmänner.

Antaios, I(1): 94/12

(Stuttgart)

(1959)

Die Art, wie er das erzählte, und ebenso der Inhalt des Erzählten, machten tiefen Eindruck auf mich, und ich fragte ihn, woher er das alles wisse.

Er antwortete: »Ich bin dort gewesen, Master. Ich habe es alles mit meinen eigenen alten Augen gesehen.«

»Aber wie bist du dahingelangt? Warum bist du hingegangen?« drang ich in ihn.

»Es war vor vielen Jahren, Master«, antwortete er sehr feierlich. »Ich begab mich dorthin, weil mein eigener Geist schwach und immer schwächer wurde, und ich brauchte Hilfe, um ihn wieder stark zu machen, wenn er nicht sterben sollte. Ich begab mich zu jenen Bergen, um Hilfe zu suchen, und ich sah all das, wovon ich dir eben erzählte, und mir wurde geholfen.«

»Also bist du ...« begann ich.

Zum erstenmal unterbrach er mich, um mit gedämpfter Stimme zu sagen:

»Ja, Master, ich bin ein Prophet und ein Heilkundiger.«

Wie abergläubisch es auch in zivilisierter Umgebung klingen mag, dort, auf einer fernen Insel im unberechenbaren Sumpf, während das Rad des Tagesgestirns mit seinen flammenden Speichen dem blauen Horizont und der Nacht entgegenrollte, fühlte ich keine Neigung, kritisch zu sein. Außerdem habe ich stets großen Respekt vor dem Aberglauben der Eingeborenen gehabt, nicht als dem Ausdruck einer nüchternen Wahrheit, sondern als der Möglichkeit, im Geist des Menschen eine Ehrfurcht wachzuhalten gegenüber Erscheinungsformen der Wirklichkeit, die jenseits rationaler Deutung liegen. Sogar Samutschosos Name: »Der nach dem Mähen Übriggebliebene«, gewann an Bedeutung. Ich legte meine Hand auf seine schek-kige alte Schulter und fragte: »Willst du mich zu jenen Bergen führen, sobald wir mit alledem hier fertig sind?«

Er blickte mich lange an, während alle anderen verstummten, endlich antwortete er entschlossen: »Ja, Master! Ich will dich hinführen, aber unter zwei Bedingungen: Bei denen, die dich begleiten, darf keine Uneinigkeit herrschen wie jetzt hier. Alle Streitigkeiten müssen beigelegt sein, ehe wir uns auf den Weg machen, sonst kommt Unheil über uns. Und auf dem Wege zu den Bergen darf überhaupt nicht geschossen oder getötet werden. Kein Schuß, auch nicht, um Nahrung zu beschaffen, solange die Geister nicht ausdrücklich Erlaubnis dazu gegeben haben. Es ist ein Gesetz

der Geister, daß niemand mit Blut an seinen Händen oder mit Rachsucht im Herzen in die Berge kommen darf. Selbst wenn eine Biene oder eine Fliege lästig werden sollten, sie dürfen nicht getötet werden . . . Ich weiß von einem Herero-Viehzüchter, der in der Regenzeit mit seiner Herde dorthin zog. Unterwegs tötete er einen Löwen, der eine Kuh anfiel, und in jener Nacht kam der Oberste Geist der Löwen aus den Bergen und verschlang ihn und seine ganze Herde . . . Wenn du mir all das versprechen kannst, Master, dann werde ich dich zu den Bergen führen, denn auch ich empfinde ein Bedürfnis, wieder nach dort zurückzugehen.«

Die Expedition ist unterwegs zu den Tsodilo-Bergen:

Wir versuchten gerade, uns an eine Gruppe hell schimmernder Zebras heranzuschleichen, die aus einem langen Streifen grüner und gelber Fieberbäume aufleuchtete und wieder verschwand, an ihrer Seite ein Strauß, dessen Federn wie ein Ballettrock um seine tanzenden Beine wippten, als plötzlich zwei schnell aufeinanderfolgende Schüsse in das tiefe Schweigen vor uns prasselten.

Das Blut erstarrte in meinen Adern. Ich blickte instinktiv zu Samutschoso hinüber. Sein Gesicht war ausdruckslos, und dennoch wußte ich, daß er gehört hatte und daß also eine Veränderung in ihm vorgegangen sein mußte. Mit heftigem Schuldbewußtsein wurde mir klar, daß ich vergessen hatte, mein ihm gegebenes Versprechen zu halten. Ich hatte vergessen, unseren Gefährten Samutschosos Bericht über das Gesetz der Geister bekanntzugeben, demzufolge jegliches Töten verboten war, wenn man sich ihrem Reich näherte.

Der Ausdruck auf Samutschosos Gesicht war beinahe mehr, als ich ertragen konnte.

»Es tut mir leid«, sagte ich sofort. »Ich bin an allem schuld, sie können nichts dafür. Ich vergaß, es ihnen zu sagen. Ich hatte so viele Sorgen, daß ich mein Versprechen vergaß.«

Sein Gesicht erhellte sich, er sagte, er verstünde es, aber das Wesentliche sei ja, daß nicht er zu verstehen und Absolution zu erteilen habe. Damit und mit einer kurzen verspäteten Erklärung und der Anweisung an meine Jagdgefährten, daß unter keinen Umständen etwas geschossen werden dürfe, mußte ich mich zufriedengeben.

Von nun an kamen wir schneller vorwärts, weil die Überquerung der schwarz gebrannten Ebene leicht war. Gegen elf Uhr ragte der höchste Berg über dem Blau der Ferne auf, und zwischen den Bergen und uns erstreckte sich Buschland mit schimmerndem Laub. Nach so vielen Wochen in Flachland und Sumpfebene erzeugte das plötzliche Emporragen der einsamen Berge eine unmittelbare Ergriffenheit, und von nun an fühlte man sich zu jener Hingebung gedrängt, durch die Berge und Gebirge einstmals für den Menschen geheiligt wurden. Damals glaubten die Menschen, daß überall da, wo die Erde sich aufschwingt, um dem Himmel zu begegnen, man einer Geistesschöpfung gegenüberstand, nicht nur einer geologischen Formation. Ich dachte an die Worte des Psalmisten: »Ich hebe meine Augen auf zu den Bergen, von welchen mir Hilfe kommt.« und wunderte mich darüber, daß derselbe Antrieb Samutschoso zu den Bergen geführt hatte, um zu beten.

Je näher wir kamen, desto mehr verstärkte sich dieser Eindruck, und als die Berge schließlich in voller Klarheit über dem Busch aufragten, schienen sie die ihnen eigene Atmosphäre auf uns alle zu übertragen. Der höchste konnte nicht mehr als tausend Fuß hoch sein. Aber sie reckten sich senkrecht aus der flachen Ebene auf und bestanden von unten an völlig aus Stein, und dies allein schon umgab sie in einer Welt tiefen Sandes mit einem Hauch von Geheimnis. Auch die anderen empfanden das. Wir machten halt, und Charles und ich kletterten auf das Dach meines Land-Rovers, um sie durch Feldstecher zu betrachten. Jeremiah, der nichts von Samutschosos Geschichte wußte, starrte angestrengt auf die Berge. Er hatte in Barotse-land kurze Zeit eine Missionsschule besucht, und jetzt sagte er plötzlich mit leiser Stimme: »Master, sie sehen aus wie die Felsen, an die Moses in der Wüste schlug, um Wasser für die Juden herausspringen zu lassen!«

In den Tsodilo-Bergen angekommen:

Eine Stunde später traten die anderen fast direkt über uns plötzlich aus dem Busch. Nichts hatte uns ihr Näherkommen verraten, denn die Luft war so dünn und so voll von Hitze, daß sie nicht die Kraft hatte, Laute weiterzugeben. Alle vier waren erschöpft, sie warteten nur darauf, sich zu uns unter unseren Baum zu setzen und uns zu erzählen, was sie Neues entdeckt hatten. Sie hatten keinen Rauch und keine Spuren von Busch-

männern gesehen, weder alte noch neue. Sie hatten einen guten ebenen Platz für ein Lager unter Bäumen gefunden, die wirklichen Schatten warfen, neben einem tiefen Einschnitt in überhängendem Fels, wo noch Wasser durchsickerte.

»Es ist wunderbares klares Wasser«, sagte Ben. »Aber, bei Gott, es wimmelt von Bienen! In meinem ganzen Leben habe ich noch niemals so viele wilde Bienen gesehen! Es war schwierig, etwas von dem Wasser zu trinken, ohne gestochen zu werden.«

Die Sonne ging unter, als wir mit unserem Lager fertig waren. Wir hatten Holz für unsere Feuer gesammelt und uns für einen Aufenthalt von mehreren Tagen eingerichtet. Immer noch waren keine Geräusche und keine Bewegung aus dem Busch oder den Bergen wahrzunehmen. Schon ein schwacher Hauch von Abendwind wäre willkommen gewesen, um die unbewegliche und blendende Hitze, die über dem hufeisenförmigen Felsbecken lastete, zu mildern. Kurz vor Einbruch der Dunkelheit ergriff ich mein Gewehr und ging allein in den schmalen Spalt zwischen den höchsten Bergen. Ich hoffte, ein wenig kühle Luft zu finden; aber es war dort genau so unerträglich. So begab ich mich denn mit beschleunigtem Schritt auf den Rückweg; denn auch das Licht wurde schnell schwächer, und mir war inmitten der schweigend aufragenden Felswände äußerst unbehaglich zumute. In jenem roten Nachglühen eines großartigen Kalahari-Sonnenuntergangs hatten sie ein merkwürdiges, ausgeprägtes Eigenleben, so als wäre ihr Dasein nur vorübergehend von dem Schlummer der Bewegung, den wir »Materie« nennen, unterbrochen und als könnten sie jeden Augenblick erwachen und in die Wüste hinabsteigen, um den Zeitpunkt nicht zu versäumen, der ihnen für eine Sintflut günstig dünkte.

Bei diesem Gedanken wurde ich plötzlich durch ein Geräusch, das aus dem Felsen zu meiner Rechten kam, aufgeschreckt. Ich drehte mich hastig um und hielt mein Gewehr schußbereit, das Haar in meinem Nacken sträubte sich langsam. In einer tiefroten Felsspalte schritt ein prächtiger Kudu-Bulle mit einem ungeheuer breiten und gebogenen Wikinger-Geweih über einem langen, spitzen Gesicht Stufe um Stufe herab. Er bewegte sich mit vollkommener Selbstsicherheit, frei von Furcht oder Hast, er kam ganz nahe an mir vorbei, ohne einen Blick zur Seite zu werfen und wanderte geradewegs auf eine Öffnung in den Bergen zu. Vielleicht, dachte ich, ist

er einer der Obersten Geister, von denen Samutschoso gesprochen hatte, der nun, da die Nacht gekommen ist, aus seiner Wohnung in den Felsen herabsteigt, um unter den Geschöpfen der jenseitigen Welt seinen Obliegenheiten nachzugehen? So entschwand er, und ich kehrte nach dieser Begegnung demütiger denn je ins Lager zurück.

Es ist bezeichnend, daß in der ganzen ersten Nacht in den Bergen keiner von uns sich wohl fühlte. Beim ersten Dämmerchein wurde das Lager lebendig. Alle schienen froh zu sein, daß sie von der Dunkelheit erlöst waren, und jeder einzelne ging, ohne daß ich erst zu mahnen brauchte, tatkräftig an seine Arbeit. Kurz vor Sonnenaufgang erlebten wir plötzlich eine seltsame Unterbrechung. Wir wurden von Bienen überfallen. Aus allen Richtungen kamen sie um diese ungewöhnliche Stunde summend durch die Bäume herangeschwirrt. Niemals habe ich etwas Ähnliches erlebt. Sie kamen nicht in zornigen, angriffslustigen Schwärmen, um zu stechen, sondern in großen, formlosen, dunkelbraunen Horden, sie summten in einem geheimen, beschwörenden Ton, sie krochen auf uns und all unseren Sachen herum, als wollten sie uns einfach durch die Wucht ihrer Menge und die Lautstärke ihres Summens hinwegfegen. Geruch und Geschmack unseres Wassers konnten sie nicht herbeigelockt haben, denn sie beachteten es ebensowenig wie den Zucker, den wir für unseren Frühstückskaffee bereitgestellt hatten. Sie schienen nur daran interessiert zu sein, mit ihren Flügeln gegen unsere Gesichter zu schlagen, in unsere Ärmel und Hosen zu kriechen und den geheimnisvollen Zweck ihres Besuches dadurch zu erfüllen, daß sie uns von Zeit zu Zeit mit vollendeter Zielsicherheit in die empfindlichsten Stellen stachen.

Ich erschrak bei dem Gedanken an die Abwehrgelüste, die die Bienen in meinen Männern wachrufen könnten und befahl dem Lager: »Keine Biene darf getötet werden, was sonst ihr auch immer tun mögt.«

Dann, in dem Augenblick, als der erste grelle Sonnenstrahl durch den purpurroten Spalt in den Bergen das Lager traf, zogen sich die Bienen plötzlich zurück, ohne einen Tropfen Wasser geschlürft oder von dem Zucker gekostet zu haben, um ihre Kehlen zu erfrischen, die von ihrem Gesumme doch wahrhaftig heiser geworden sein mußten ...

Unter dem hellen Saum jenes stillen Morgens entdeckte man in den steilen Steinwänden, die aus der Entfernung so undurchdringlich gewirkt hatten,

noch weitere Schnitte, Wunden und Narben. Da war kaum eine Außenfläche, die nicht zerrissen, pockennarbig, pickelig und zerfurcht gewesen wäre, als hätte sie unsägliche Leiden und Kämpfe ausgestanden. Überall waren große Stücke abgebrochen, die nun als massige Splitter in dem Sand am Fuße der Berge lagen oder gefährlich über einem Abgrund schwankten. Jetzt konnte man die finstere Stimmung dieser Landschaft besser verstehen; denn man blickte auf eine in sich geschlossene steinerne Welt, die abgesondert und ohne Verbündete irgendwelcher Art heldenmütig standhielt gegen die zerstörerischen und fürchterlichen Gewalten von Sand, Sonne und Zeit. Es war ein ehrfurchtgebietendes Schauspiel, weil weder der Stein, noch die gegen ihn zum Kampf angetretenen Gewalten Gnade schenken oder annehmen würden. Als ich düster auf diese steinernen Wände starrte, vernahm ich einen beinahe vorwurfsvollen Ausruf von Samutschoso neben mir: »Aber, Master, siehst du denn nicht?«

Seine Stimme und auch sein zeigender Finger zitterten vor Erregung. Über dem versengten Laub der Buschwipfel, im Einklang mit einer dicht daneben verlaufenden Kontur und ungefähr hundert Fuß aufwärts, überlagerte eine Schicht honigfarbenen Steins den eisenblauen Felsen. Oberhalb dieser Schicht ragte eine glatte Wand desselben warmen, weichen Gesteins auf, die wie eine Meeresmuschel gewölbt war und sich in die Himmelsbläue schob, als wolle sie einen vollendeten Dom bilden. Aber die Wölbung reichte nur ungefähr zwanzig Fuß hoch, dann brach sie plötzlich ab. Ich zweifelte nicht daran, daß ich die Wand und einen Teil der Decke dessen vor mir hatte, was einst eine große Höhle im Berg gewesen war. Hier oben war sie sicher vor den Raubgelüsten des nächtlichen Buschlandes und hatte einen weiten Ausblick auf alles, was jenseits in der flachen Kalahari geschah. Gelbes Gestein aus der Kuppel der Höhle ragte gefährlich über die Ränder der Steinplatte hinaus, andere Bruchstücke waren in den roten Sand am Fuße gestürzt. Was aber meine Aufmerksamkeit noch mitten in dem freudigen Schreck der Entdeckung gefesselt hielt, war das Gemälde, das aus der Mitte dessen, was von Wand und Gewölbe der Höhle übriggeblieben war, auf uns herabblickte. So schwarz die Schatten auch waren, und wenn die Malereien sich auch nur dunkel vor dem grellen Morgenlicht abhoben — das Gemälde war doch so deutlich und vom Leuchten der eigenen Farben durchsetzt, daß jede Einzelheit in eindringlicher Klar-

heit vor uns stand. Im Brennpunkt des Gemäldes, leuchtend rot vor dem Gold des Gesteins, stand an der Seite ein gewaltiger Elenantilopen-Bulle, sein massiger Körper war mit männlicher Kraft geladen, und sein edler Kopf sah so aus, als wäre das Tier soeben erst beim Äsen unterbrochen worden. Der Bulle war so gemalt, wie nur ein Buschmann, der die Fähigkeit besitzt, sich völlig mit der Elenantilope zu identifizieren, ihn malen konnte. Außerdem schien es zu einer Zeit gemalt worden zu sein, als die heitere Beschaulichkeit des Buschmanns noch nicht bedroht war, denn nichts trübte den Blick ruhigen und vertrauensvollen Forschens im Gesicht der Elenantilope. Ich war tief bewegt, weil mir schien, daß dies der Blick war, mit dem nicht nur die Elenantilope, sondern alles Leben in Afrika uns angeblickt haben mußte, als wir zum erstenmal dort landeten. Links von dem Bullen, ebenfalls tief dunkelrot, stand eine große weibliche Giraffe mit einem eleganten Modigliani-Hals. Mit der Zärtlichkeit einer besorgten Mutter blickte sie an der Elenantilope vorbei auf ein Giraffenkind, das scheu rechts im Bilde stand. In derselben rechten Ecke des Gemäldes unter ihnen hatte der Künstler die Malerei auf der hohen Wand mit einem festen Abdruck der Innenflächen seiner beiden Hände signiert, die Finger waren ausgestreckt und nach oben gerichtet. Die Signatur war so fröhlich und spontan hingestellt, daß sie ein augenblickliches Lächeln in meinem Gesicht verursachte, und sie sah so neu und frisch aus, daß sie meiner Erinnerung Hohn sprach, derzufolge die solcherart signierten Felsmalereien zu den ältesten in der Welt gehören sollen.

»Wie alt ist das, Samutshoso?« fragte ich.

»Ich weiß nicht, Master«, antwortete er. »Ich weiß nur, daß es schon so war, als Großvater es als Kind entdeckte, und nach dem, was er mir erzählte und was ich selber gesehen habe, wird es niemals älter.«

»Du meinst, die Farben verblassen nicht?«

»Nein! Die Farben verblassen nicht, Master«, antwortete er.

Duncan brach als erster das Schweigen, indem er aufgereggt befahl: »Jambo, mein Stativ, schnell!«

Er baute seine Kamera auf, stellte das Teleobjektiv auf das Gemälde ein und begann zu filmen. Der Film lief erst ein paar Sekunden, als das regelmäßige Surren des Mechanismus aussetzte und die Kamera plötzlich stillstand.

»Komisch«, sagte Duncan, der den Apparat untersuchte, »die Kassette hat sich verklemmt, und dabei ist sie doch funkelnagelneu.«

Samutschoso blickte mit demselben Ausdruck von ihm zu mir, den ich auf seinem Gesicht wahrgenommen hatte, als die Bienen über unser Lager hergefallen waren, aber er sagte nichts. Duncan setzte eine andere Kassette ein und filmte von neuem. Ein paar Sekunden später trat genau dieselbe Unterbrechung ein.

»Das ist merkwürdig!« rief er und sah jetzt verwirrt aus. »Während der ganzen Zeit, seitdem ich bei Ihnen bin, habe ich niemals eine Störung dieser Art gehabt, und nun zwei Versager in ebensoviel Minuten. Es ist nicht zu glauben. Aber macht nichts! Beim dritten Mal wird es klappen!« Er benutzte die dritte und einzige Reservekassette. In derselben Anzahl kurzer Sekunden verklemmte sich die dritte Kassette.

»Das ist verrückt«, rief er, nun völlig aus der Fassung gebracht. »In all den Jahren, die ich filme, ist das bis jetzt noch nie passiert. Ich fürchte, ich werde zum Lager zurückgehen, diese Kassetten neu füllen und die restlichen Ersatzkassetten holen müssen, ehe ich weitermachen kann.«

Während er zum Lager zurückkehrte, fanden wir andere Fragmente von Malereien. Wo ein Gestein weich genug war, um diesem Zweck dienen zu können, trug es unweigerlich Spuren von Malereien. Sie waren nicht alle so lebendig und klar wie auf der großen, aufrechtstehenden Platte, vielleicht deshalb, weil sie noch älter waren. Die Felswände selber waren von Wetter und Zeit verwittert. Als Motiv dienten fast immer Tiere, auf vielen Bildern waren Tiere dargestellt, die wie das angreifende Rhinoceros in diesem Teil der Welt nicht mehr existierten. Diese Bilder gehörten zur frühesten Periode der Buschmannmalerei, als, wie in der Fabelwelt Äsops, die Vision des Künstlers von sich selber und seiner Welt noch völlig in dem glitzernden Spiegelbild tierischen Lebens vor ihm sichtbar war. In einer tiefen Ausbuchtung der Klippen stießen wir auf eine Malerei, die das Meisterwerk aller Meisterwerke in den Tsodilo-Bergen gewesen sein muß. Der Fels ragte glatt und steil aus dem Sande empor und war in dichter Fülle mit Darstellungen aus dem Tierleben geschmückt. Das ganze Gemälde hatte eine Länge von ungefähr vierzig Fuß und war zwölf Fuß hoch. Der größte Teil dieses ungeheuren Frieses war verblaßt, rissig oder teilweise verwischt, aber es waren genug klare Einzelheiten erhalten geblieben, um das Blut

vor Erregung rascher durch die Adern zu jagen angesichts der Größe der schöpferischen Konzeption und der allumfassenden Leistung des Künstlers. Die Anwesenheit eines großen, langgezogenen Mannes in einer Ecke ließ vermuten, daß diese Kunst aus jüngerer Zeit stammte als die andere. Aber wie konnte man das feststellen? Ich weiß nur, daß ich seit jenem Morgen von einer Vision verfolgt wurde, diese Berge seien das große Bollwerk einer einstmals lebendigen Buschmannkultur gewesen, ein mit Schätzen angefüllter Louvre der Wüste. Ich hätte viel darum gegeben, diese trotzig, verwundeten Felswände in ihrem ursprünglichen Zustand gesehen haben zu können, unzerstört und in flammenden Farben unter einem weiten blauen Kalahari-Himmel leuchtend, während die goldhäutigen Jäger jeden Tag aus der Ebene zu ihnen heimkehrten, beladen mit Wild, um friedlich an ihren Feuern zu sitzen, Fleisch und Honig zu essen und einen Schluck Met mit dem seltenen Wasser herunterzuspülen, das durch die Felsspalten sickerte.

Von diesem alten Meister wanderten wir nahezu eine Meile lang mühevoll um den Fuß des Berges herum, wir waren so in die Malereien vertieft, die wir sahen, daß ich ganz vergaß, daß wir dort eigentlich nach Buschmännern Ausschau halten wollten. Ein Ruf Samutschosos, der schon ein gutes Stück weiter voraus war, brachte mich zu meiner ursprünglichen Aufgabe und in die Wirklichkeit der sengenden Mittagsstunde zurück. Wir fanden ihn in der Mitte eines Platzes, der offensichtlich ein neueres Buschmannlager gewesen war. Da lagen die Lichtschirme aus Gras und Akazienzweigen, hinter denen sich die Buschmänner gegen Sonne und Tau schützten, und der Sand ringsumher lag voll von aufgebrochenen und leeren Nußschalen, vertrockneten Zitronenschalen, Kaninchenfell, Stachelschweinstacheln, Schildkrötenpanzern und Tierhufen. Mehrere frische Schienbeine von Giraffen lagen umher, kein Brocken Fleisch, kein Stückchen Sehne war mehr daran, und auch das Knochenmark, das der Buschmann so besonders gern ißt, war nicht mehr vorhanden. Schließlich waren da auch noch die angehäuften Asche ihrer Feuerstellen, eine zerrissene Ledertasche, mit Sehnen zusammengeheftet und mit Perlen aus Straußeneierschalen geschmückt, wie sie die Buschmannjäger über der Schulter tragen, und auch noch eine zerbrochene Buschmannlyra mit vier Saiten.

»Sie sind weg«, sagte Samutschoso zu mir, während er ein paar Nußschalen

durch seine Finger rieseln ließ. »Sie werden bis zum nächsten Winter wegbleiben. Vor ungefähr einer Woche sind sie abgezogen! ...«

Wir kletterten auf einem deutlich abgezeichneten Pfad hinauf, die natürlichen Steinstufen waren glatt und glänzend, abgenutzt in den Jahrhunderten, da sie betreten worden waren. Als der Aufstieg steil zu werden begann, wußte man, daß es sich um keinen gewöhnlichen Pfad handelte. Er führte zu unmittelbar aufs Ziel zu, als daß er einfach einer der vielen Wildwechsel hätte sein können, die, wie Speichen eines Sonnenrades von ihrer Nabe ausgehend, von den Bergen durch die Ebene zu dem fernen Horizont führten. Dieser Pfad war reich geschmückt. An mehreren Stellen, wo sie glatt genug war, trug die Oberfläche des Gesteins prächtige Maleereien. Man hob sich von einem Felsvorsprung zum anderen empor und befand sich plötzlich dem Gesicht eines Rhinoceros gegenüber, das einem weder furchtsam noch freundlich entgegenblickte. Oder eine Schildkröte, die den Kopf seitlich in die Höhe streckte, als lausche sie auf unsere eigenwilligen Schritte, versperrte plötzlich unseren Weg, als erhebe sie Einspruch gegen das ungestüme Vordringen unserer schwitzenden Prozession. An einer anderen Stelle erblickten wir ein dicht gefülltes Bild aus der Tierwelt, vielleicht war es eine Abschiedszeremonie der Tiere, veranstaltet für Pilger auf ihrem Wege zu dem rauhen Gipfel droben. Zum Schluß, genau unter dem letzten Felsenriff, in welchem sich das »ewige« Wasser befand, war eine Gruppe behutsam gemalter Tiere versammelt, die auf einem Felsvorsprung standen und aussahen wie Zollbeamte an einer Grenze. Dieser Eindruck war natürlich subjektiv, aber in gewissem Maße war er vielleicht auch objektiv richtig, und mit diesem letzten Gemälde schloß sich vielleicht für den Maler der Ring eines emotionalen Erlebens. Von der ersten Fanfare der Antilope und Giraffe auf dem aufrechtstehenden Felsen bis zu dieser letzten Kontrollstelle an einer fernen Grenze der Tierwelt schienen wir einem einmaligen geistigen System gegenüberzustehen, dessen Aufgabe es war, Fleisch und Blut in eine reichere Ausdrucksform der jenseitigen Welt zu übertragen, in der Früchte wahrer Erkenntnis durch ewiges Wasser zu reifen bestimmt sind. Es hätte mich nicht verwundert, wenn wir nicht gar mit unseren profanen Gewehren und neugierigen Kameras über die verlassen Altäre eines großen natürlichen Tempels geklettert wären.

Samutschoso jedenfalls hegte keine Zweifel. Sein Gesicht zeigte einen leidenschaftlich erregten Ausdruck. Er schritt als erster begierig über das Felsenriff. Ich folgte. Vor uns in der Krone des Mittelberges lag eine tiefe Schale. Ich hatte gerade genug Zeit, um einen Schimmer von Wasser zu sehen, als Samutschoso in ein herzzerreißendes Stöhnen ausbrach. Er war stehengeblieben, um auf einem Felsen neben dem Pfad niederzuknien, und erhob seine Hände wie ein Muselman im Gebet, als er so heftig zurücktaumelte, daß er beinahe hinfiel. Beide Knie bluteten. Aber nicht der Schmerz bekümmerte ihn.

»Hast du gesehen, Master?«, fragte er zutiefst beunruhigt. »Man erlaubte mir nicht einmal zu beten!«

Er wies auf zwei tiefe Löcher im Felsen hin, in denen er zu knien versucht hatte, und auf ein drittes etwas abseits links. Hier, sagte er, war der größte aller Geister mit seinem Wasserkrug niedergekniet, um an dem Tage, da er die Welt erschuf, zu beten. Hier auch war er, Samutschoso, zum Gebet niedergekniet, wenn er früher die Berge besuchte. Heute jedoch war es ihm nicht gestattet worden. Man hatte ihn zurückgerissen. Er litt offensichtlich Pein, und ich konnte wenig sagen, um ihn zu trösten, aber seine instinktive Unterwerfung unter das Walten seines Schicksals befähigte ihn, uns wie ein Mann im Trancezustand an die Stelle mit dem nie versiegenden Wasser zu führen.

Das Gras an den Ufern war grün und saftig, und die Oberfläche war zugewachsen und mit Schlamm bedeckt, denn das Wasser war lange nicht bewegt worden. In dieser Höhe und in dieser dünnen Einöde war sein bloßes Vorhandensein schon ein Wunder. Libellen und Schmetterlinge spielten dankbar und fröhlich darüber, und dunkelbraune Bienen tranken dicht aneinandergedrängt an seinen Rändern. Daneben wuchs »der Baum der wahren Erkenntnis«, wie Samutschoso ihn nannte. An seinen Zweigen hingen große runde Früchte, grünen Nabelorangen ähnlich. Samutschoso erklärte, sie seien noch zu grün zum Essen, und auch diese Tatsache schien seine böse Vorahnung noch bedrohlicher zu machen. Wenn die Frucht reif sei, sagte er, schmecke sie köstlicher als Honig. Ich hätte gern einige von ihnen mitgenommen, um Namen und Art zu bestimmen, aber Samutschoso bat mich, keine zu pflücken. Ich glaubte, ihn schon zu sehr gekränkt zu haben, so ließ ich davon ab und fotografierte die Früchte nur.

Von den Berghängen führten mehrere deutlich erkennbare Tierfährten zum Wasser. Obwohl die Erde keine Spuren aufwies, enthielt das Gestein, wie Samutschoso vorausgesagt hatte, tiefe Abdrücke von Tierhufen. Er führte uns von einer Reihe zur anderen, und wenn meine Gefährten während der kommenden Tage auch noch lange ihre eigenen bevorzugten Erklärungen für das Phänomen erörterten, will ich keine zu geben versuchen und nur hinzufügen, daß ich selber die Spuren von Elen-Antilope, Gemsbock, Giraffe und Hartebeest feststellte, die tief ins Gestein eingebettet lagen.

Lange bevor wir diesen Schauplatz erreichten, war Duncan wieder mit neugefüllten Kassetten und ungebrochenem Mut zurückgekommen. Aber trotz all seiner Geschicklichkeit und Sorgfalt wiederholten sich die Rückschläge vom Morgen. Als er versuchte, die »Frucht der Erkenntnis« zu filmen, verklemmte sich die letzte von sechs Kassetten. Diese neue und fortgesetzte Behinderung beim Filmen wirkte zutiefst entmutigend. Wir putzten die Kassetten und die einzelnen Teile der Kamera, wir ölten, schmierten und polierten sie neben unserem großen Feuer, bis Duncan schließlich mit herausforderndem Grinsen sagte: »Fertig! Jetzt möchte ich mal sehen, was mich morgen am Filmen hindern sollte!«

Aber er täuschte sich. Wieder wurden wir beim ersten Dämmerlicht von Bienen überfallen, und wir mußten sie gewähren lassen, bis die Sonne aufging und sie, wie am Tag zuvor, davonflogen. Danach kehrten wir in die Berge zurück, erklommen eine steile Klippe bis zur Höhe des ersten Gemäldes und begannen, es zu filmen. Kaum hatte Duncan angefangen, als auch schon der feine Mechanismus erneut aussetzte. So ging es den ganzen Tag weiter. Bei Anbruch der Nacht schien jeder, mit Ausnahme von Duncan und mir, überzeugt, daß ein dauernder Fluch auf uns lag. Mit der ganzen Zähigkeit seiner Rasse verbrachte Duncan wiederum den Abend damit, seine Kamera und die Ersatzteile zu überprüfen. Charles und ich überließen ihn seiner Beschäftigung und stellten unsererseits unser Tonbandgerät und Mikrophone auf, um einige von den seltsamen Klängen der Nacht aufzunehmen, die klagend durch die Berge zogen. Dann wurden wir von neuem Schrecken befallen. Der Apparat, der bisher so gut funktioniert hatte, versagte jetzt völlig. Wir probierten alle in der Gebrauchsanweisung der Herstellerfirma vorgeschriebenen Maßnahmen aus. Wir

konnten an keinem der Einzelteile einen Fehler entdecken, aber der Apparat war unbrauchbar. Um Mitternacht stellten wir unsere Bemühungen ein, ohne einen einzigen Ton aufgenommen zu haben. Als wir ins Bett krochen, erhob sich ein seltsamer Wind, der sich mit dem Aasgeruch aus dem Busch vereinte, um ein Lied von Zerstörung und Untergang zu singen zwischen den Felsen, die jetzt in finsterner Schwärze vor dem Dunkel standen.

Am nächsten Tage wiederholten sich die Vorgänge des vergangenen Tages, angefangen mit dem Überfall der Bienen im ersten Morgendämmern bis zum Versagen der Kamera vorm Frühstück. Aber am Nachmittag sollten die gegen uns verschworenen Gewalten noch einmal zum letzten Schlage ausholen. Ein Stahlzapfen in der Kamera selber (ein so zuverlässiger Zubehörteil, daß niemals ein Ersatzstück mitgeführt wird) versagte, und unserem Filmen mit dieser Spezialkamera war damit ein plötzliches Ende gesetzt. Als das geschah, schien es mir, als brächen die grimmigen Fels-hänge beinahe in Gelächter aus. Es war klar, daß wir jetzt so schnell wie möglich diese Gegend verlassen mußten.

Meine Furcht wurde nicht vermindert, als Samutschoso überrascht ausrief: »Aber, Master, du hast doch nicht im Ernst erwartet, daß diese Apparate funktionieren würden?«

»Natürlich«, antwortete ich erregt. »Warum auch nicht?«

»Soll ich die Erklärung dafür suchen?«

»Bitte, ja«, antwortete ich barsch.

Er bat mich um einen sauberen weißen Baumwollfaden, nahm eine Nadel aus seinem Bündel heraus und fädelt ihn da hinein. Er knüpfte die beiden Enden des Fadens zusammen, wickelte den Doppelfaden um seine Finger und legte die Nadel auf die Lebenslinie in seiner linken Hand. Dann blickte er gedankenverloren hinein.

Jetzt bemerkte jeder im Lager, daß etwas Ungewöhnliches vor sich ging, und alle unterbrachen ihre Arbeit, um sich um uns beide zusammenzudrängen. Schweigend beobachteten sie Samutschoso. Er stand da und blickte ungefähr zehn Minuten lang auf seine Handfläche. Dann begann er mit einer Stimme, wie wir sie bisher noch nie vernommen hatten, mit übernatürlichen Wesen zu reden, die nur ihm sichtbar waren. Er sagte: »Nein, nicht du da drüben. Drängele nicht so, bitte . . . Sei so freundlich, und gib

dem, der hinter dir steht, den Weg frei ... Nein, du auch nicht, sondern der nächste bitte ...» Und so ging es weiter, bis ihm endlich ein tiefes »Ah!« entfuhr, als hätte er in einer großen Menge den einen gefunden, den er suchte. Dann verfiel er in Schweigen und schien gespannt zu lauschen. So verging eine weitere Viertelstunde, dann rieb er sich wie ein erwachender Mann die Augen, schüttelte den Kopf und sagte, meiner wieder gewahrwerdend, langsam: »Ja! Master, es ist so, wie ich dachte, die Geister der Berge sind dir sehr böse, so böse, daß sie, wenn sie nicht gewußt hätten, daß du mit edlen Absichten hergekommen bist, dich schon längst umgebracht hätten. Sie sind böse, weil du mit blutigen Händen gekommen bist. Sie sind böse, weil du dich nicht wie ein Anführer deiner Leute benommen hast. Du hast Männern, die geringer sind als du, erlaubt, früher die Gegenwart der Geister aufzusuchen als du selber. Du hast ihnen gestattet, die Berge zu zertrampeln und von dem Wasser, mit dem sie Menschen und Tiere speisen, zu trinken, ohne zuvor ihre Gebete verrichtet und um Erlaubnis gebeten zu haben. Du hättest zuerst mit mir allein kommen und ihnen als Anführer deine Aufwartung machen sollen. Wir hätten sie zuerst um Erlaubnis bitten, ihnen ein Nahrungsoffer darbringen und unsere Gebete sprechen müssen, ehe wir von ihrem Wasser tranken. Das ist der Grund, warum sie deine Apparate unbrauchbar gemacht haben. Und, Master, sie haben noch nicht endgültig mit dir abgerechnet.« Er sagte das alles so ruhig, ohne Pathos oder Effekthascherei, daß es auf alle tiefen Eindruck machte. Die lauschenden schwarzen Gesichter sahen bestürzt aus.

»Was kann ich tun, um das wieder gutzumachen?« fragte ich ihn.

Er schüttelte den grauen Kopf und sagte traurig: »Ich weiß es nicht. Wirklich, ich weiß es nicht. Auch mir sind sie böse. Du hast gesehen, wie sie mich aus dem Gebetsplatz hinauswarfen? Sie sagen, sie hätten mich umgebracht, wenn ich es noch einmal versucht hätte.«

Und dabei mußte ich es im Augenblick bewenden lassen. Ich hielt das Lager zur Arbeit an. Die Männer sollten alle Vorbereitungen treffen, um am nächsten Morgen so früh wie möglich aufzubrechen und die Berge eiligst zu verlassen. Unsere Lage war, praktisch gesehen, verzweifelt. Die mir zugebilligte Zeit war beinahe abgelaufen, und trotz der vielversprechenden Anfänge Duncans war ich mit der Herstellung des Films, zu der ich

vertraglich verpflichtet war, nicht viel weitergekommen. Ich müßte tausend Meilen und mehr in die zivilisierte Welt jenseits der Wüste reisen und versuchen, Duncans Kamera reparieren zu lassen. Es war ungewiß, ob ich die Ersatzteile würde beschaffen können, und Duncan meinte, selbst wenn ich sie bekäme, könne die Reparatur Wochen dauern. Konnte ich damit rechnen, daß jeder einzelne auf seinem Posten ausharrte, bis ich zurückkehrte? Dort oben, im Schweigen der unzugänglichen Berge, schien die Antwort hoffnungslos problematisch. Und doch beunruhigte mich nicht diese Frage am meisten. Während der düstere Nachmittag allmählich zu Ende ging, versank ich in immer tiefere Grübeleien über das, was Samutschoso mir von den Geistern erzählt hatte. Ich hatte das Empfinden, ich könne die Dinge nicht einfach auf sich beruhen lassen, sondern müsse etwas unternehmen.

Das schien mir sogar wichtiger zu sein als der Erfolg oder Mißerfolg meiner ganzen Reise. Man erwartete mehr von mir, und gegen Sonnenuntergang machte ich mich noch einmal mit meinem Gewehr auf den Weg und ging in die Felsschlucht, um dieses merkwürdige, quälende Empfinden zu überprüfen.

Als ich dem roten Spalt in den Felsen gegenüberstand, lenkte eine Bewegung im Busch meine Augen von ihrem inneren Brennpunkt ab. Fünfzig Yards entfernt stand der Kudu mit dem Wiking-Geweih und dem langen Gesicht, den ich am ersten Tage gesehen hatte. Ich blieb sofort stehen, und einige Augenblicke lang stand er unbeweglich vor mir und blickte mich aufmerksam an. Ich atmete kaum, so nahe fühlte ich das Tier. Schließlich wechselte es einfach die Richtung, indem es sich ruhig umwandte und in den Busch zurückkletterte, aus dem es gekommen war. Es erinnerte mich lebhaft an die Elen-Antilope in dem aufrechtstehenden Gemälde, und dadurch kam ich auf einen Gedanken, der mich ins Lager zurückeilen ließ, um Samutschoso aufzusuchen.

»Angenommen«, fragte ich ihn, »ich schriebe einen Brief an die Geister, in dem ich sie um Verzeihung bitte, und wir steckten den Brief in eine Flasche und vergrüben ihn unter dem Gemälde der Elen-Antilope, damit die Geister ihn lesen können, meinst du, daß das helfen würde?«

Er dachte nicht lange nach. Seine Augen leuchteten auf, er rief: »Master, das ist ein sehr guter Plan!«

Während er neben mir stand, setzte ich mich sofort hin, um den Brief zu schreiben. Ich schrieb schnell, denn er schien seltsamerweise in meinem Inneren schon entworfen zu sein, aber gleichzeitig hielt ich es für wichtig, ihn so formvollendet und korrekt wie möglich zu gestalten. Er lautete so:

Im Lager,
bei Sonnenuntergang,
Donnerstag, — Oktober, 1955

»An die Geister,
Tsodilo-Berge

Wir bitten die Großen Geister der Tsodilo-Berge ergebenst um Verzeihung für jede Mißachtung, die wir ihnen unbeabsichtigt entgegengebracht haben mögen und für jede Entweihung ihrer Wohnstätte, deren wir uns schuldig gemacht haben mögen. Am Fuße des großen Gemäldes, das ein so deutlicher Beweis ihrer Gegenwart ist und ihrer Macht, Fleisch und Blut über ihr unmittelbares Selbst hinaus zu erschaffen, vergraben wir diesen Brief als eine Handlung tiefer Zerknirschung in der Hoffnung, daß sie ihn lesen werden und uns verzeihen. Wir bitten darum, daß jeder, der nach uns kommt, diesen Brief findet und ihn auch liest, dadurch bewogen werden möge, ihnen größere Ehrfurcht zu bezeigen als wir.«

Als der Brief fertig war, las ich ihn meinen Gefährten laut vor, von denen einige dachten, das ginge ein wenig zu weit. Trotzdem ließ ich sie alle unterschreiben. Als das geschehen war, steckten wir ihn in einen Umschlag und versiegelten ihn. Ich adressierte ihn an »Die Geister, Tsodilo-Berge«. Wir steckten den Brief in eine Limonadenflasche, und beim ersten Lichtschimmer des nächsten Tages kletterten Samutshoso und ich zum letztenmal zu dem Gemälde hinauf, das unsere Blicke zuerst auf sich gelenkt hatte. Die Elen-Antilope und die Giraffe über der Signatur jener fröhlichen jungen Hände leuchteten in der Dunkelheit in einem ungetrübten warmen Rubinrot, und fast genau auf der Stelle, wo der vergessene Künstler gestanden haben muß, um sie zu malen, fanden wir einen Riß in der Gesteinschicht, der genügend Sand enthielt, um den Brief darin zu vergraben.

»Glaubst du, daß jetzt alles gut sein wird?« fragte ich Samutschoso, als wir aufstanden.

»Soll ich sie fragen?«

»Bitte.«

Daraufhin zog er wieder Nadel und Faden hervor, und stand abermals mit gesenktem Kopf da, gebannt auf die Lebenslinie in seiner Hand schauend. Eine Zeitlang beobachtete ich diesen grauen Kopf, der in der altüberlieferten Haltung mit einem Geist jenseits seines und meines eigenen beschränkten Erkenntnisvermögens Verbindung aufgenommen hatte. Ich war bewegt wie selten zuvor, während die Morgendämmerung schnell heraufzog und ihr Licht wie die einanderfolgenden Wogen eines blutroten unermesslichen Meeres die weite Ebene unten überflutete.

Dann blickte Samutschoso rasch auf und sagte mit vor Erregung zitternder Stimme: »Es ist alles gut, Master. Die Geister bitten mich, dir zu sagen, daß von nun an für dich alles gut ausgehen werde. Sie weisen mich nur noch darauf hin, daß du, wenn du an den nächsten Ort deiner Reise gelangst, einem neuen Unglück begegnen wirst, das schon auf dich wartet. Sie lassen dir sagen, du sollst deshalb nicht den Mut verlieren, denn es ist ein Unglück, das nicht der Zukunft angehört, sondern der Vergangenheit.«

Wir kehrten schweigend zum Lager zurück. Zum erstenmal wurden wir nicht von Bienen heimgesucht. Unsere Land-Rover fuhren an und befreiten uns unverzüglich und ohne Stockung von der Gegenwart der Berge. Wir brachten Samutschoso nach Hause, und als ich Abschied von ihm nahm, war ich traurig, weil ich sah, daß er, wenn ich auch das Erlebnis überwunden haben mochte, noch nicht damit fertig geworden war. Ich wußte, er fühlte sich mir so nahe, wie es bei jemandem, der nicht zu seiner Rasse gehörte, überhaupt möglich war. Er hatte mich wie einen Freund behandelt, und ich bin überzeugt, er wünschte mir Gutes. Aber es war ein seltsam bezwingender Ton des Bedauerns in seiner Stimme, als er beim Lebewohlsagen bemerkte: »Die Geister in den Bergen sind nicht mehr das, was sie waren, Master. Sie verlieren ihre Macht. Vor zehn Jahren hätten sie euch noch alle umgebracht, weil ihr euch ihnen auf diese Weise genähert habt.«

Das war ein Schrei aus seinem tiefsten Herzen und die abschließende Äußerung nach einem Erlebnis, das mir ein Beispiel dafür zu sein schien, welchen

Schaden die Ankunft des Europäers dem Dasein und dem Geist Afrikas zugefügt hatte. Samutschosos Götter starben langsam an einer Seuche, die von uns eingeschleppt worden war und gegen die er und seinesgleichen nicht durch angeborene Immunität gefeit waren. An wen und an was konnte er sich jetzt wenden? Denn selbst er, ungebildet und abgestumpft in den Lumpen und Fetzen unserer Zivilisation, selbst er wußte, daß ohne seine Götter das Leben seinen Sinn verlieren und unvermeidlich im Unglück enden würde. Sein Gesicht und sein Schrei fuhren mit mir — alle die Hunderte von Meilen auf der anstrengenden Reise nach Maun.

Wir kamen wieder an einem langen, weißen, gleißenden Sonntag-Nachmittag in Maun an. Bei unserer Ankunft erbot sich Charles, den »District Commissioner« ausfindig zu machen und sich nach Post zu erkundigen. Bei seiner Rückkehr erkannte ich an seiner Miene, daß er schlechte Nachrichten brachte. Einer seiner Briefe enthielt die dringende Bitte seiner Mutter, er solle nach Hause kommen, weil sein Vater vor einigen Tagen gestorben sei. Als er mir das mitteilte, stand das Gesicht des »Nach dem Mähen Ubriggebliebenen« mit seiner Prophezeiung »eines neuen Unglücks« so deutlich vor mir, als blicke es mich über Charles' Schulter hinweg an.

(Aus dem Englischen übersetzt von Leonharda Gescher)